



Von M. Einsiedeln nach „St. Barbara“.

Hier hatten sich vor 18 Jahren die ersten Trappisten niedergelassen. In einer Schlucht, unter freiem Himmel, hatte P. Hazinthe † die erste hl. Messe dort gelesen; er und seine drei Brüder, die abwechselnd an schweren Fieberanfällen litten, mühten sich fast über ihre Kräfte ab, die Fundamente zu einer Missionsstation zu legen, doch schon nach acht Tagen wurde ihr Werk jählings unterbrochen. Die Eingeborenen im ganzen Land standen gegen die Engländer auf; die Weißen, somit auch unsere Brüder, mußten sich eiligt flüchten, und somit blieb die Neugründung Triashill volle 12 Jahre hindurch unbesezt. Erst im Jahre 1908 wurde von Monte-Cassino aus das Missionswerk wieder aufgenommen, und hat seitdem einen hoherfreulichen Aufschwung genommen, so daß Triashill zu den hoffnungsreichsten aller unserer Missionsstationen zählt.

Unser heutiger Besuch in Bethlehem galt einer alten Frau. Beim Eintritt in ihre arme Hütte begrüßte uns die Kranke mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus“, — „in Ewigkeit. Amen“, antworteten wir beide. Der Priester besprengte die Frau und die ganze Familie mit Weihwasser und gab ihnen den heiligen Segen, den alle kniend empfingen. Die Hütte war auffallend rein und proper gehalten, doch herrschte überall die bitterste Armut, denn die Mutter war schon längere Zeit frank und vollständig arbeitsunfähig. Das kleinste Kind, das erst ein Jahr alt ist, sah jämmerlich gekleidet neben der Mutter und machte ein gar betrübtes Gesichtchen; ein sechsjähriges Bübchen lief mit einem zerrissenen Hemdchen herum, und die Mutter fragte, daß sie und ihre Kinder nichts zu essen hätten. Pater Superior verprach, durch die Schwestern etwas Essen schicken zu wollen, tröstete die Kleinen und wußte alle neu aufzurichten. Der Hausherr bot uns zwei Klößchen zum Sizzen an und reichte mir einen gerösteten Maiskolben als Imbiß, den ich aber meiner schlechten Zähne wegen dankend ablehnen mußte. Als Ersatz gab es dann eine Prije Tabak, kräftig und scharf, wie man ihn nur hier in Südafrika findet. Solch' edle Gabe durfte ich nicht ausschlagen, sonst wäre es um unsere Freundschaft geschehen gewesen.

Hierauf nahmen wir wieder Abschied von den guten Leutchen. Ihre Armut tut uns weh. Es ist doch wirklich ein rechtes Hungerland hier in Rhodesia; der Boden ist an sich steinig und arm, und der Regen kommt das eine Jahr zu früh, das andere zu spät und bleibt ein drittesmal ganz aus. Dieses Jahr hatten wir sehr viel Regen, allein er kam um viele Wochen zu spät. Man sieht Maisfelder, deren Stengel kaum einen Meter hoch sind, viele Stellen sind kahl und leer, oder weisen Stengelchen auf, die kaum fingerdicke sind. Wie kann man da auf eine halbwegs ergiebige Ernte hoffen?

Es war schon ziemlich spät, als wir uns wieder der Missionsstation näherten. Da kam uns auf halbem Weg der schwarze Bürgermeister entgegen und ersuchte den Pater Missionär, sein Kind zu taufen; es sei frank, und er habe schon lange auf uns gewartet. Ich ging mit und sagte zu Pater Superior, als die hl. Handlung vorüber war: „Mein Vater, heute haben Sie wieder einen neuen Himmelsbürger gewonnen! Dem Himmel Seelen zu gewinnen, bleibt doch unser schönstes und verdienstlichstes Werk hienieden.“

Als wir endlich heim kamen, beteten die Schul Kinder gerade den heiligen Rosenkranz für unsere Wohltäter. Ich hatte zwar in gleicher Meinung schon mein Rosenkranzlein gebetet, schloß mich aber dennoch mit Freuden

dem Gebet der Kinder an; so gab es an diesem schönen Muttergottesfeste der Rosenkränze zwei.

Segne uns, o Jungfrau rein,
Mit dem milden Kinde dein! Amen.

Von M. Einsiedeln nach „St. Barbara“.

Von Schw. M. Monika, C. P. S.

Mitten im schönen Maimonat traf mich vom Mutterhaus Mariannhill her die Aufforderung, so schnell wie möglich die Reise nach „St. Barbara“ in Rhodesia anzutreten. Das ist ein weiter Weg, denn „St. Barbara“ ist gegen 1500 Kilometer von Mariannhill entfernt, doch konnte ich ihn größtenteils zur See zurücklegen.

Im lieben M. Einsiedeln, daß mir durch vielseitigen Aufenthalt zur zweiten Heimat geworden, waren eben die Katenchumenen versammelt, um sich durch religiöse Übungen auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. Am kommenden Samstag sollte die schöne Feier stattfinden, doch bis dahin durfte ich meine Abreise nicht aufschieben. Ich hätte nur allzugeine Abschied von den guten Schwarzen genommen, denn es sind gar innige Bande, die uns mit denselben verbinden; doch um ihre Sammlung und die stille Einkehr ins eigene Ich nicht zu stören, mußte ich auch darauf verzichten. So reiste ich in aller Stille nach Mariannhill ab.

Möchte hier bemerken, daß unsere Einsiedler-Mission in den letzten Jahren einen recht erfreulichen Aufschwung genommen hat. Alles grünt und blüht, und berechtigt den seeleneisfrigen Pater Missionär zu den schönsten Hoffnungen. Einen ganz besonderen Andrang zur katholischen Kirche zeigen die vielen ringsum wohnenden Protestanten. Ich schreibe dies unserer Patronin, der lieben Muttergottes von Einsiedeln zu, und wünsche nur, daß unser afrikanisches Einsiedeln dem europäischen mehr und mehr ähnlich werde. In materieller Beziehung gibt es allerdings kaum etwas Armeligeres als unser kleines Einsiedeln mit seinen baufälligen Lehmhütten, um so erfreulicher ist dagegen der erwähnte geistige Aufschwung. Wenn nur mehr Priester und Katencheten hier wären! Ein einziger Mann ist beim besten Willen all der vielen Arbeit bei weitem nicht gewachsen. Auch eine größere Kirche ist wirklich ein dringendes Bedürfnis. Will niemand ein Scherlein dazu beitragen? Ich dächte, die liebe Muttergottes von Einsiedeln würde es reichlich vergelten, und auch unsere braven Schwarzen würden fleißig für ihre Wohltäter beten.

Die nötigen Vorbereitungen in Mariannhill waren schnell getroffen. Die ehrw. Mutter Vikarin, die zum erstenmale ihre geistlichen Töchter in Rhodesia besuchen wollte, sollte mich begleiten. Da konnte es also nicht mehr fehlen. Dienstag Nachmittag fuhren wir nach der Hafenstadt Durban, Mittwoch früh ging das Schiff in See. So sah ich nach 15 Jahren das Meer wieder, das ich auf meiner Afrifareise so lieb gewonnen hatte. Das Schiff war deutsch, trug eine schwere Fracht, hatte aber nur wenig Passagiere. Der Kapitän, ein echter Bayer, war recht besorgt um uns. Der gute Mann konnte jedoch gar nicht begreifen, wie man im Kloster glücklich sein könnte. Wir Ordensleute fragen uns umgekehrt, wie es denn möglich sei, daß eines draußen in der falschen Welt den wahren Frieden finde.

Die See war ruhig. Bis Delagoa Bay oder Lanzarote Marquez verspürte man fast gar nichts von Wind und Wellen. Dann aber wurde das Meer unruhig, und auch mein Magen fing bald eine Rebellion an. Treue

Seelen in Mariannhill hatten mir gewünscht, ich möchte auf dem Meere alle „Bosheit“ ausbrechen. Das hab' ich auch redlich getan, aber nur einen Tag. Am Samstag war alles wieder ruhig, ich und das Meer. Die Mutter Vikarin aber hat sich von dem bischen Sturm gar nicht ansechten lassen. Sie ist auf ihren vielen Fahrten schon längst seefest geworden, hat Schiffbruch, Sturm und Wetter, Schiffbrand, und weiß Gott was alles schon durchgemacht und ist daher an alles gewöhnt.

Am Sonntag früh lag unser Schiff vor Beira. Eine Schwester vom Orden der weißen Franziskanerinnen kam mit einem Boote zu uns heraus, denn das Schiff hatte draußen in der Rhede Anker geworfen. Sie nahm uns mit ans Land, besorgte auch alle unsere Sachen und führte uns ins Zollamt und dann zu sich ins Kloster, wo uns die guten Schwestern alle nur erdenkliche Gastfreundschaft erwiesen. Und so tun sie allen, die hier durchkommen. Wie viel Gotteslohn verdienen sie nur an unserer eigenen Missionsgenossenschaft! Der Herr möge ihnen denselben getreulich auszahlen! —

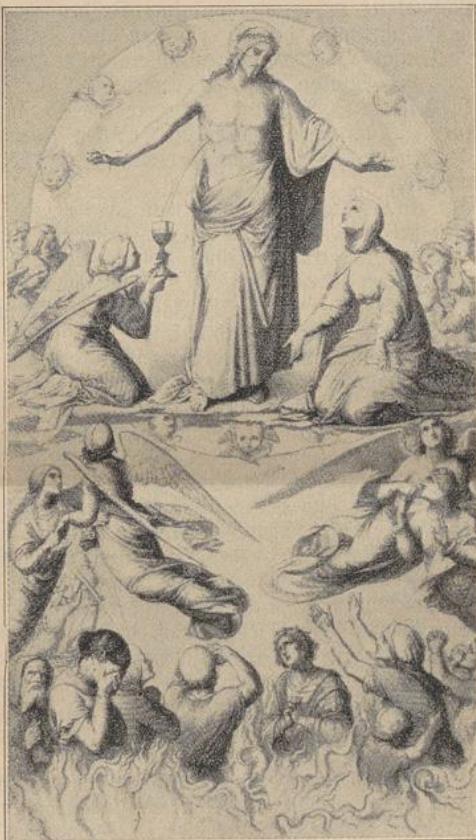
Am Montag Nachmittag fuhren wir mit der Bahn ins Innere. Anfangs gab's noch Palmen und anderes schmuckes Grün, dann kam eine endlose Wildnis mit einigen wenigen Haltestellen dazwischen. Der freundliche Konditeur hatte uns ein eigenes Koupee angewiesen; mit Anbruch der Nacht machten wir uns bequem und richteten uns zum Schlafen ein, so gut es eben ging. Am nächsten Morgen sahen wir von unserm Auge aus nichts als Steine, Steinberge und Steinlösser. Je weiter wir kamen, desto steiniger wurde die Gegend. Ich dachte unwillkürlich an das Gedicht, in dem es heißt: „Viel Steine gab's und wenig Brot.“

Mittags 1 Uhr waren wir in Rusapi, wo uns ein Wagen von unserer Missionsstation Triashill erwartete. Zwei Esel zogen ihn mühsam durch den Sand. Die Straße war an sich ziemlich gut; doch auch hier gab es Steine über Steine. In der Ferne glaubten wir zuweilen eine Stadt zu sehen, doch als wir näher kamen, war es ein Steinberg. Nur selten sahen wir auf der 9 Stunden langen Strecke eine menschliche Wohnung. Unser schwarzer Fuhrmann verstand zum Glück etwas Kaffrisch. Wir fragten ihn, wo denn hier die Leute seien. Er antwortete: „Sie sind da, es sind viele da“, doch das kam uns geradezu unbegreiflich vor, wie dem Herrn Kapitän das Glücklichsein der Klosterleute. Wir konnten uns gar nicht denken, wovon denn die Leute in diesem Steinhaufen leben sollten.

Als es anfing, dunkel zu werden, lugte ich fleißig nach den Löwen aus, von denen ich soviel hatte erzählen hören, und dachte mir nebenbei auch einen Kriegsplan aus, wie ich den Feind empfangen würde. Neben mir lag eine Nolle im Wagen; die bekam er als erstes Wurfschloss an den Kopf und gab ihm schon etwas zu denken. In der Zwischenzeit wollte ich den Regenschirm anzünden; der hatte ein doppeltes Dach und gab gewiß ein mächtiges Feuer, das man ihm wie ein Rad gar bedrohlich um die Nase schwingen konnte! Dann, lieb Vaterland, magst ruhig sein! — Neben diesen Plänen schlief ich ein und Löwe samt Nolle und Parapluie waren vergessen. Die Mutter wachte, der hl. Schutzen Engel gewiß auch, und der Löwe ließ sich aus Klugheitsgründen nicht sehen. —

Vierte vor elf Uhr in der Nacht kamen wir in Triashill an. Die guten Schwestern hatten noch auf uns gewartet. Zunächst ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, ein kleiner Imbiss, dann Ruhe.

Des andern Tags war Bittprozession; es war Vorabend von Christi Himmelfahrt. Darnach war die Trauung von sechs Brautpaaren. Da ging es arm her. Die Bräute waren gar schlicht und einfach, doch sauber gekleidet und hatten statt des Schleiers ein kleines Tüchlein auf dem Kopf. Ihr schönster und größter Schmuck war die Eingezogenheit und Frömmigkeit, die man ihnen vom Gesicht ableSEN konnte. Von lärmenden Hochzeitsfeierlichkeiten wissen die guten Leutchen nichts. Von der Mission bekommen sie an diesem Threntage etwas Besseres als gewöhnlich zu essen. Der Missionar ist mit ihnen, und dann geht es dem neuen Heime zu.



Das Fegefeuer.

Nach der Trauung war eine heilige Messe. Wie staunte ich über die große Zahl der schwarzen Kommunikanten. So sei es, hörte ich, jeden Tag; besonders zahlreich aber kämen sie zur Herz-Jesu-Feier jeden ersten Sonntag im Monat. Ich kann nicht sagen, wie mir das Herz aufjubelte, als ich dieses sah und hörte! Unsere geehrten Beser und Wohltäter mögen sich mit uns darüber freuen, denn die schöne hiesige Mission ist auch ihr Werk. „Ohne die Freigebigkeit und den Opfergeist unserer Wohltäter“, sagte jüngst unsere Schwester Oberin, „hätten wir längst von hier fortziehen müssen. Das arme Land, die hohe Fracht, Bölle usw. machen das Leben hier teuer“. Ich kann nur den Wunsch beifügen: Möchten uns doch unsere Freunde und Wohltäter treu bleiben. Jeder Pfennig, den sie für diese Mission opfern, bringt hundertfältige Frucht.

Große Freude herrschte in der ganzen Missions-

station über die Ankunft der ehrw. Mutter Vikarin. Die Kinder hüpfsten und sangen vor Freude und wollten kaum mehr vom Platze weichen. Schon solange hatten sie sich auf ihre Ankunft gefreut, und jetzt kam sie gar noch zur Jubiläumsfeier der beiden Brüder Cassian und Simon! —

Am Freitag ging Mutter Vikarin mit unserer Schwester Oberin nach „St. Barbara“, der bekannten Außenstation von Triashill, um sich das neue Schwesternklösterlein anzusehen. Sie fand alles recht gut. Bisher waren nur zeitweilig einige Schwestern dort gewesen; nun sollte ich mit Schwester Alfreda dauernd daselbst stationiert werden. Zunächst warteten wir noch die Jubiläumsfeier der genannten zwei Brüder ab, dann zogen wir Mittwoch, den 27. Mai, in aller Frühe hinauf. Einige Mädchen trugen unsere Päke, und als wir uns der Station näherten, kamen uns die Schulkinder von „St. Barbara“, muntere Lieder singend, entgegen. Auch viele erwachsene Christen waren da, und bei der hl. Messe gingen über hundert zur heiligen Kommunion.

Wie staunte ich über alles, was ich da sah? Bekanntlich hat Bruder Flavian mit den schwarzen Jungen alle Gebäude aufgeführt, Schule gehalten und mehrere Jahre hindurch als Katechet die Mission fast allein besorgt, bis endlich der Hochw. P. Ignatius von Triashill dauernd hieher kam. Auch dieser hat Arbeit in Hülle und Fülle, weil noch mehrere Außenstationen zu „St. Barbara“ gehören. An Sonntagen ist die Kirche voll von schwarzen Christen und Kommunikanten; jeden zweiten Sonntag wird die heilige Messe auf einer der grösseren Außenstationen gelesen, wir selbst gehen dann zum Gottesdienst nach Triashill.

Voll Freude und heiliger Begeisterung singen wir unsere Tätigkeit an. Schwester Alfreda, die schon früher viel in „St. Barbara“ ausgeholfen hatte, exerziert und drillt die Knaben und Mädchen, um sie zu guten Staats- und Himmelsbürgern zu erziehen, während ich selbst als Küchenmeisterin darauf sehe, dass sie hübsch bei Kräften bleibt und all das fertig bringt. Da sieht man wieder einmal, wie notwendig im Kloster die Küche ist; ich möchte fast sagen, sie kommt bei der Frage der Erhaltung der Welt bald nach unserem lieben Herrgott, denn ohne sie müsste alles zugrunde gehen.

Es gefällt uns recht gut im neuen Heim, nur Eines tut uns weh: wir haben keine Weihnachtsgaben für unsere armen schwarzen Schulkinder. Weihnachten ohne ein Christgeschenk, wie weh tut das! Ich habe noch nie in meinem Leben gebettelt und tue es auch heute nur sehr ungern, denn ich befürchte, es möchte sich mancher, der noch ärmer lebt, als wir, diesen schwarzen Kindern zulieb einen Abbruch tun. Aber es gibt auch bessertitulierte Leute, die zugleich ein Herz für die Armen haben. An sie möchte ich mich in erster Linie wenden. Unsere schwarzen Kinder sind genügsam; mit wenigem kann man ihnen eine große Freude machen. Sehr willkommen sind uns immer Stoffe und Stoffreste, neue Kleidchen (alte kommen uns durch den Transport und den Zoll so teuer zu stehen, dass sich ihre Sendung nicht lohnt), Tüden, Schul- und Spielsachen. Auch für Rosenkränze sind wir recht dankbar. Wir haben jüngst selber einige gemacht, doch fehlen uns dazu die Kreuzchen. Wer will uns helfen und den armen schwarzen Kindern eine rechte Weihnachtsfreude bereiten? Das liebe Christkind wird alles überreich vergestalten!

Ein Besuch in „St. Ludger“.

Von Schw. M. Rudolphina, C. P. S.

Monte-Cassino. — „St. Ludger“ ist bekanntlich eine unserer Außenstationen und liegt in einem ausschliesslich den Schwarzen reservierten Distrikte. Sie ist sieben Wegstunden von der Hauptstation Monte-Cassino entfernt; der Weg ist ziemlich gut und führt einsam zwischen den Bergen dahin, deren mächtige Felswände vielfach wie alte Burgruinen herunterblitzen. Auch sind vier Wasserläufe zu passieren; von einer Brücke natürlich nirgends eine Rede. Zuweilen wird die Stille der Einöde durch ein aufgescheuchtes Wild unterbrochen, das sehr zahlreich und in den manigfachsten Arten vertreten ist. Auch Löwen gibt es hier, doch werden sie mit der europäischen Einwanderung immer seltener. Häufiger ist der Leopard; er macht oft die Wege unsicher und lässt sich auch zuweilen in der Nähe unserer Missionsschule hören. Dass ihm ein Menschenleben zum Opfer fiel, habe ich noch nicht gehört, nur raubt er häufig Ziegen, Kinder usw. Nicht minder gefährlich sind die Krokodile, die am Flußufer, im hohen Schilf versteckt, auf ihre Beute lauern. Gerade der letzte Fluß auf dem Wege nach „St. Ludger“ soll ein wahres Krokodilnest sein. Die grössten Spitzbuben aber sind die Affen. Sie sind überall daheim und stehlen, was sie nur erwischen können. Oft sieht man sie auf dem Feld ihrem unsauberen Handwerk nachgehen; zuweilen fügt einer auch droben auf einer steilen Felswand und glockt herunter, als ob er trozig fragen wollte: „Was hast denn du hier zu schaffen?“

Unsere Schule, nach europäischer Art im Biered erbaut, ist ein armes Lehnhäuschen mit vier kleinen Fensteröffnungen. Die Fenster sucht man vergebens. Im Innern gibt's weder Tisch noch Bank; den einzigen Schmuck bietet neben ein paar Bildchen ein Feldstisch, der, so oft ein Priester hieher kommt, als Altar dienen muss. Der Hauptstisch einer Schule jedoch ist dann nämlich brave, fleißige Schulkinder.

Bei unserm letzten Besuch in „St. Ludger“ luden uns die Kinder ein, mit in die nahe Schlucht hinunterzugehen. „Was gibt's denn dort?“ fragten wir verwundert. Die Antwort war: „Kommt und seht!“ — Neugierig schlossen wir uns ihnen an, und was fanden wir? Männer, Burschen, Weiber, Mädchen und Kinder, alle fleißig am Ziegelmachen. Etwa 7000 Ziegel hatten sie schon fertig; sie wollten es aber noch auf 20 000 bringen. „Wir machen Ziegel,“ sagten sie, „holen aus dem Walde Bäume fürs Dach und schneiden Stroh, aber woher sollen wir Fenster und Türen nehmen? Da müsst Ihr helfen. Bauen können wir auch nicht, wir hoffen aber, der Pater Missionar werde uns einen Bruder schicken, der uns hilft. Wir wollen eine große, schöne Schule haben, die man zugleich als Kirche benutzen kann; Ihr aber müsst uns dabei helfen!“

Natürlich wollten wir den guten Leutchen helfen, die einen so rührenden Eifer an den Tag legen, obwohl sie der Mehrzahl nach erst zu den Katechumenen zählen, also noch nicht getauft sind. Am liebsten würden wir ihnen auch importiertes Holz für den Dachstuhl geben, denn das hiesige taugt nicht viel, ist im Gegenteil schon nach drei bis vier Jahren ganz vom Wurm zerfressen. Leider ist hier wegen der Frucht das ausländische Holz sehr teuer. Fensterrahmen könnten wir noch eher liefern, obwohl auch hier ein Fenster mit sechs kleinen Scheiben auf 10 bis 12 M zu stehen kommt. Die neue Schule soll 8 Fenster bekommen, dann wären es aber schon